



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

M u s W i e n.

Zapfenstreich-Exercitien. — Die beabsichtigte Kunstausstellung. — Weiteres vom Kunstvereine. — Festessen. — Grillparzer. — Berlegergroßmuth. — Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Zu dem Empfange des russischen Kaisers sind die eifrigsten Anstalten getroffen worden, und die Musikcorps der verschiedenen Regimenter der hiesigen Garnison sind vollauf beschäftigt, die russische Nationalhymne und den russischen Zapfenstreich zu lernen, welcher letztere seiner Eigenthümlichkeit wegen ziemlich schwierig ist, indem das Zusammenwirken der Instrumente mit den volltönenden Trommeln und die auf Effect berechneten abgehackten Pausen jedenfalls für die übrige europäische Militairmusik seltsame Neuerungen sind. Unter den Genüssen, welche man für die Zeit des Aufenthaltes des Kaisers Nicolaus vorzubereiten gedenkt, befindet sich auch eine Kunstausstellung, wozu denn die hiesigen Maler von Seiten der Akademie aufgefordert wurden, alle vollendeten Bilder in einem denselben zu diesem Zwecke unentgeltlich eingeräumten Locale aufzustellen. Anfangs waren die Künstler nicht wenig erfreut über den ihnen gemachten Antrag, welcher ihnen die lockendsten Aussichten zur Verwerthung besserer Producte zu öffnen schien, doch bald verschwand diese günstige Stimmung, als den Ueberraschten die weitere Aufklärung zu Theil ward, daß diese zur Augenlust des Selbstherrschers zu veranstaltende Exposition in keiner Weise zu Verkaufszwecken benutzt werden dürfe, da solche die Pflicht der Gastlichkeit verletzen und den Stand des österreichischen Künstlers in den Augen der Fremden, als gemeine Ausbeutung eines reisenden Monarchen, nothwendig herabwürdigen müßten. Auch erfuhren sie zu gleicher Zeit, daß, da die Ausstellung bloß die Ehre österreichischen Kunststrebens beabsichtige, die durch Transport und Aufstellung erwachsenden Kosten von den beteiligten Ma-

lern zu decken seien. Diese Eröffnungen waren allerdings geeignet, den Enthusiasmus, welchen die Nachricht in den Kunstkreisen hervorgerufen hatte, bedeutend zu dämpfen, und wenn wir gut unterrichtet sind, soll die Mehrzahl der Künstler beschlossen haben, unter den gestellten Bedingungen die erwähnte Exposition nicht zu beschicken.

In Folge des Zerwürfnisses im Kunstvereine, wovon ich bereits geschrieben habe, hat der bis ins Innerste verletzte Vorstand, Hofrath Habermann, alsogleich die Erklärung abgegeben, seine seit Jahren bekleidete Stellung zu verlassen. Die Künstler haben darauf den Hofrath Baron Hügel, den Bruder des orientalischen Touristen, gebeten, die Präsidentschaft des Vereines anzunehmen, und man darf allerdings sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß dieser im Ressort der Staatskanzlei beschäftigte Beamte Zeit und Neigung besitzt, um den durch Hofrath Habermanns Abtritt verwaisten Posten anzunehmen.

Dem in Angelegenheiten des Fürsten Fürstenberg hier anwesenden Dichter Egen Ebert aus Prag hat ein Kreis von Verehrern im Saale zur „Kaiserin von Oesterreich“ ein Festessen veranstaltet, woran über siebzig Personen Theil nahmen. Es herrschte den ganzen Abend hindurch eine heitere Stimmung, welche nur einmal überschattet wurde, als Ebert in dem von ihm gesprochenen Gedichte, welches die „Sonntagsblätter“ abgedruckt haben, an den schmerzlich vermißten Lenau erinnerte, der, während der Frohsinn seine Genossen und Freunde im hellen Saale um die Tafel versammelt, im engen Zimmer scheu und geistesnüchtern trauern mag. Unter den Geladenen bemerkte man auch den geistreichen Vertreter der slavischen Nationalität, Graf Leo von Thun, und den Dichter Hebbel aus Dänemark, der das Unglück hatte, bei seiner Aufwartung beim Grafen Dietrichstein diesem nicht einmal dem Namen nach bekannt zu sein. Glänzender, aber nicht gemüthreicher und inniger, ist das Festsouper ausgefallen, das dem französischen Tonmeister Hector Berlioz im Casino von seinen Verehrern gegeben ward und welchem auch der gleichfalls anwesende David beizuhohnte. Baron Lannoy, der bekannte Begründer der concerts spirituels, begrüßte den Gefeierten in französischer Sprache und überreichte ihm einen schwervergoldeten Taktstöß von Silber, der mit den Emblemen der Tonmuse und den Namen der Spender geziert war. Grillparzer sollte gesagt haben: Hector Berlioz ist ein Genie ohne Talent, und David ein Talent ohne Genie. Der Dichter der Ahnfrau hat es nun für nothwendig befunden, in öffentlichen Blättern gegen dieses ihm zugeschriebene Bonmot Protest einzulegen.

Von literarischen Dingen weiß ich Nichts zu melden, nur verdient ein Fall besondere Erwähnung, weil er so selten ist und vielleicht durch die Macht des Beispiels eine Wendung zum Bessern herbeiführen hilft. (?) Der jetzt in Pesth lebende Dichter Ritter v. Levitschnipp, welcher dort das Feuilleton der neuen Pesther Zeitung redigirt,

hat der hiesigen Buchhandlung Mörschner's sel. Witwe und Bianchi eine neue Sammlung seiner Gedichte zum Verlag angeboten und erhielt darauf die Antwort, daß die Verlags-handlung nicht nur bereit sei, den Band Gedichte anzunehmen, sondern der Verfasser ihr auch erlauben möge, die nach ihrer Ansicht in Betracht der Trefflichkeit der Gedichte viel zu geringe Honorarforderung aus eigenem Antriebe zu erhöhen. Wenn ich mich nicht von der Wahrheit des Berichteten überzeugt hätte, so würde ich glauben, irgend ein Spottvogel habe die ganze Sache als Ironie gegen unsere großmüthigen Buchhändler aus-
gesonnen, so unwahrscheinlich und satyrisch klingt das Histröchen.

Der Professor Ettingshausen und der Bergrath Haidinger haben endlich die Bewilligung zur Gründung einer Gesellschaft der Naturwissenschaften erhalten und soll dieselbe mit nächstem in's Leben treten. Sie ist ein abgerungenes Bruchstück der oft besprochenen Akademie der Wissenschaften, deren Geburt in Oesterreich so schwer ist.

II.

A u s B e r l i n .

Die geheimnißvolle Begebenheit. — Die Sanction des Wunderbaren. — Noch mehr Wunder, und was sie bedeuten. — Bestialisches und Bestien. — Zoologische Freiheit. — Censur und Preskfreiheit. — Die lokale und die liberale Presse. — Mundnebel und Schellenkappe.

Es ist offenbar eine Schalkheit, daß Sie in der vorigen Nummer der Grenzboten einen Brief von einem anderen als Ihrem gewöhnlichen Correspondenten aus Berlin aufgenommen haben, ohne die außergewöhnliche Quelle durch irgend ein Merkmal anzudeuten, und einen Brief, durch dessen Eingang Sie mich, indem Sie ihn auf meine Kappe kommen lassen, gleichsam dafür bestrafen, daß ich, ohnehin kein allzuseifiger Correspondent, neulich so ehrlich erzählte, wie so gar nichts ich zu erzählen hätte. Aber im Grunde kann es mir nur ganz lieb sein, daß der Andere mein Raisonnement so prächtig durch die That wahr macht. Sie haben kürzlich einmal die deutschen Zeitungen glücklich gepriesen, die nicht, wie die Londoner und Pariser, der großen Seeschlange, der Krötenregen, der zweiköpfigen Kälber und noch sonst derartiger Wunder bedürften, weil sie — die preussische Verfassungsfrage als eine unerschöpfliche Lügenquelle besitzen. Nun, mein Colleague zeigt Ihnen, daß auch in Berlin die Verfassungsfrage doch nicht ausreicht, daß auch Berlin ganz artige Zeitungs-Enten, im Style des Wunderbaren, aufzubringen genöthigt ist. Die „wahre“ Geschichte, die er erzählt hat, würde aber erst dann recht wahr sein, wenn er nicht die wichtige Pointe ausgelassen hätte, daß Sr. Maj. der König nach Anhörung des Vortrags, welchen ihm der quästionirte

polnische Grenadier über das mysteriöse Casernenabenteuer gehalten, ausgerufen habe: „Das ist ja wunderbar!“ Diese große Pointe hat sich die Magdeburger Zeitung nicht entgehen lassen, und mit Recht; denn es ist unleugbar, daß das Ganze dadurch erst die wahre Weihe und den rechten Stempel erhalten hat, indem die getreuen preussischen Unterthanen sonach nicht länger in Zweifel sein können, ob sie die Sache für wunderbar halten sollen, dürfen und mögen, oder nicht. Da nun Wunder, wie Unglück, nie allein kommen, so ist außer jener geheimnißvollen Begebenheit von den Berliner Zeitungscorrespondenten hier noch ein überaus mysteriöses Mädchen entdeckt und nicht nur den Sonden des Dr. Dieffenbach, sondern auch bereits der Deutschen Allgemeinen und anderen für Naturseltenheiten importirten Blättern überliefert worden, welchem Mädchen — stellen Sie sich doch nur vor — hinten aus dem Rückgrat oder aus dem Nacken, oder sonst wo ein wohlconditionirtes Mannsbein hervorgewachsen ist; nach der Angabe einiger gelehrten Naturforscher sogar gestiefelt und gespornt. Da dergleichen Mißgeburten in den guten frommen Tagen unserer christlichen Voreltern jederzeit irgend ein Unheil bedeutet haben, so wird denn auch jetzt von Allen, die in den ehrwürdigen Fußstapfen jener nicht genug zu preisenden gläubigen Zeit wandeln, schweres Geschick für das Jahr 1846 vorausgesagt, z. B. daß die schon jetzt so furchtbar zügellose Presse Preußens, Sachsens und anderer Bundesstaaten ein wahrer Heißsporn werden, ganz und gar über alle Stränge schlagen und in ihrer Frechheit so weit gehen werde, sich sogar um des Kaisers Bart zu streiten, oder, wie etliche Saule unter den Propheten prophezeihen, daß die beiden Mägdelein, deren Geburt, der allgemeinen Meinung nach, nun endlich ganz gewiß demnächst zu erwarten steht, die bewußte Constitution und die langbebrütete Bundespressfreiheit ebenfalls mit einem gespornten Fuß im Nacken zur Welt kommen werden.

Damit aber die Gallerie des Wunderbaren voll werde, hat bei irgend einer Schlägerei an irgend einer Berliner Straßenecke ein Mann in geifernder Wuth einen anderen Mann in den Finger gebissen, und die Folge davon war, daß der Gebissene unter Symptomen starb, wie sie einzutreten pflegen, wenn jemand von einem tollen Hunde gebissen worden. Ich kann mich deswegen auf Herrn Stieber's „Beiträge“ berufen. Diese Beiträge sind überhaupt große Freunde vom Wunderbaren und Romantischen. Es ist eine schauerliche Lust, zu sehen, wie sie den Jammer der Menschheit sculptiren und mit frommem Stöhnen und himmelwärts verdrehten Augen das zuckende Herz des Lesers zerlegen, dessen Blut sie uns zu kosten geben. Aber so weit hatten sie es bis dahin in der Romantik noch nicht gebracht, uns den Menschen als pure Bestie zu zeigen.

Bei Gelegenheit von Bestien, und um auf etwas Erfreulicheres

in diesem Genre zu kommen, will ich doch des zoologischen Gartens erwähnen, der uns auch an schönen Wintertagen einen ganz hübschen, unterhaltenden und vielbesuchten Spaziergang darbietet. Die Sammlung des Gewildes, welche keinen erheblichen Verlust erlitten hat und kürzlich durch einige gute neue Erwerbungen, besonders zweier Repräsentanten des höchsten Nordens, eines Waschbären und eines Eisbären, deren stattliche Pelze zu dem Eindruck der Jahreszeit gut stimmen, vermehrt worden ist, hat ihre Winterquartiere bezogen: zweckmäßig angelegte, wohlherstellte und hinlänglich erwärmte Räume, in denen uns die Beschauung dieser verschiedenartigen zwei- und vierbeinigen Naturkinder behaglicher und durch classenmäßige Anordnung wie durch überall an die Zellen geheftete Personalbeschreibungen nützlicher gemacht ist, als in den gewöhnlichen Menagerien. Es läßt sich nun schon mit einiger Zuversicht annehmen, daß unser junger Jardin des plantes die Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens, welche anfangs von Vielen gehegt wurden, glänzend zu Schanden machen und mit der Zeit zu einer Anstalt heranwachsen werde, welche der Stadt wirklich zu einer Zierde gereicht. Und da uns im vorigen Jahre von Sr. Excellenz dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten die tröstliche Zusicherung gegeben worden ist, daß, was die Naturwissenschaften anbelangt, keine jener auf andern Gebieten der Wissenschaft nöthig erachteten Beschränkungen der Freiheit höheren Orts beliebt worden sei, so dürfen wir hoffen, daß der Aufnahme von irgend welchen Exemplaren des Thierreichs, wären es auch Himmelsziegen, Paradiesvögel, Dompfaffen, Eichhornaffen und Nebelkrähen, oder wären es die höchst oppositionellen Tyrannen oder *Pipirris* (*Muscicapa Tyrannus*), oder selbst Nüttelgeier, Brüllaffen, Spottvögel und Sturmvoegel keine Censurbedenken entgegenstehen werden. —

Keine Censurbedenken! — Ach die Censur! — Ja, lassen Sie mich auf mein erstes Thema zurückkommen; nämlich jenes Thema von der Armseligkeit unserer Mittheilungen. Wie? Sollte denn wirklich in einer Stadt, wie diese ist, sollte mitten aus einem solchen Haufen Leben heraus der Seufzer um Mangel an Stoff zu anregenden, ernstern, Theilnahme weckenden, inhaltreichen Mittheilungen gerechtfertigt sein? Nun, es ist schon heraus, das schwere Wort, das sich wie ein Fluch, wie eine Selbstverurtheilung, wie ein Bekenntniß der eigenen Sünd und Schande über die Zunge wälzt. Wie viel hätten wir zu reden! Aber können wir denn, dürfen wir denn reden? — Ich denke übrigens nicht an das allein, was man gemeinhin und par excellence Censur nennt; die Thätigkeit der Männer, welche unsere Regierungen in Deutschland, gleich denen im Kirchenstaat, im Czarenstaat u. s. w. bestellt haben, um unsere Gedanken zu aichen, von der Thätigkeit z. B. des Mannes, der die Macht hat, dem Gedanken, den ich hier geflügelt in die Welt sende, die Flügel zu stutzen, zu

kappen oder ihm gar den Hals umzudrehen: ich bohre meinen Blick tiefer in die Eingeweide unserer — und nicht bloß, meine ich, der deutschen, nein, unserer menschlichen Erbärmlichkeit, und ich hole meine Seufzer tiefer aus der Brust heraus. Wenn ihr mich fraget: verlangst du Abstellung der gegenwärtigen Censur? sehnst du dich jetzt nach einem deutschen Preßgesetze, welches die Censur gänzlich aufhebt und Strafbestimmungen für Preßverbrechen an die Stelle des Präventivverfahrens setzen würde? Wahrhaftig, dann antwort' ich: Nein. Soll ich mir einen Zustand wünschen, in welchem drakonische Gesetze von Gerichten, wie wir sie jetzt haben, gehandhabt werden? Soll ich mir einen Zustand wünschen, in welchem mein arglosestes Wort, wegen der Ansicht eines Richters, daß Majestätsbeleidigung und Landesverrath darin, wie die Schlange unter Rosen versteckt laure, mich so und so lange hinter Eisenstäben einmauert, bloß bis man Zeit genug gehabt hat, meine Sache mit deutscher Gründlichkeit zu untersuchen und mich, nachdem der Kummer mein Haar gebleicht, der Mangel an Luft und Freiheit meine Eingeweide zerfressen und die lange Haft meinen Muth und meine Kraft gebrochen hat, endlich, endlich, den zerstückten, lebensmüden Mann, freizusprechen? — Wollt ihr Preßfreiheit, so laßt uns wenigstens erst ein öffentliches Rechtsverfahren und Geschwornengerichte haben. — Und auch diese Institutionen, hüten wir uns, sie zu überschätzen! Fügen müssen wir uns dennoch, wir müssen uns fügen so wie so. Durchwandert die Geschichte mit der Laterne des Diogenes, so weit sie sich durchwandern und durchleuchten läßt, und zeigt mir das Volk, das befähigt gewesen wäre, ein wahres und ein freies Wort, d. h. ein Wort, welches seine eingelernten Vorurtheile über den Haufen stößt, zu ertragen! Den Mann, der selbst denkt und der sein Herz auf der Zunge trägt, den verbannt, den schierlingt, den kreuzigt, den steinigt, den verbrennt, den meuchelt, den erstickt in Kerkermauern nicht etwa nur der Despotismus eines Dionys, die Reizbarkeit einer bürokratischen Verwaltung, die Gespensterfurcht und die Bosheit einer Samarilla, die blutige Eifersucht eines Rathes der Zehne oder die flammenspeiende Bruderkiebe einer mit einem alleinseligmachenden Glauben ausgerüsteten Priestergewalt, nein, jede öffentliche Meinung einer jeden Zeit, jede von dem Einflusse der ausgeprägten Vorurtheile beherrschte Volksversammlung, jede Jury der Welt. Frankreich hat Preßfreiheit, England hat Preßfreiheit. Frankreich? England? Ja, aber das heißt: die in Frankreich, die in England gerade herrschende Kaste. Dezami's socialistischer Almanach, der, sagt Ruge (ich muß mich auf ihn berufen, da ich diesen Almanach nie zu Gesicht bekommen habe), so geschrieben war, daß er in Deutschland durch eine leidliche Censur zu bringen gewesen wäre, ist in Frankreich gerichtlich verurtheilt worden; in England schlägt das freie Volk dem Buchhändler, welcher eine Schrift von der Art, wie sie sie dort athei-

fisch nennen, an seinem Schaufenster ausstellt, die Scheiben ein. Das heißt man Freiheit, Pressfreiheit! Und wahrlich, ich sehne mich nicht nach der Zeit, da Diejenigen in Deutschland, die jetzt so sehr nach freier Presse schreien, Freiheit für ihre Presse haben werden. Da bet' ich lieber wie jene alte Frau in der Fabel: Gott erhalte den Tyrannen, den Tyrannen Dionys!

Und daß wir viel Ursache hätten, uns des Daseins als eines erträglichem zu freuen, das kann man doch eben nicht behaupten. In Sachsen scheint es in der Journalistik sehr still werden zu sollen. Was könnte ich Ihnen wohl unter diesen Umständen zu schreiben wagen oder Lust haben? Kann ich wissen, was drüben die Approbation erhält? Aber ich will mich nicht hinter der jenseitigen Censur verstecken. Sehen Sie nur die deutschen Zeitungen Stück für Stück durch, selbst die nicht ausgeschlossen, denen noch die meiste Freiheit gelassen ist; sehen Sie alles an, was von hier aus in diese Zeitungen geschrieben wird, dient es nicht alles dem zur Bestätigung, was ich neulich sagte: es scheint in Berlin nichts vorzugehen, als daß man alle Tage die religiöse Rutte höher über die Ohren zieht, und daneben, daß man fabelhafte Geldspeculationen macht? Was fänden Sie unter dem ganzen Wust von spaltenlangen Mittheilungen Tüchtiges, Herz erfreuendes, Wahres gesagt? Ergößliches allerdings. Die Zergereien zwischen den loyalen und den liberalen Blättern sind Dasen in den Wüsteneien der Langweiligkeit und Erbärmlichkeit unserer Journalistik. Die Preussische Allgemeine, die Preussische Zeitung, der Rheinische Beobachter und die Literarische wetteifern, die Regierung, für deren Vorkämpfer sie nun doch einmal in der allgemeinen Meinung gelten, zu compromittiren. Gott bewahre mich vor meinen Freunden! könnte die Regierung in Bezug auf diese Blätter sagen. Kürzlich einmal suchte die Preussische Allgemeine statistisch — wie das ihre Lieblingsmarotte ist — zu beweisen, daß die Zwanzigbogensfreiheit in Preußen keine bloß illusorische Begünstigung der Presse sei, nämlich, es seien vom 1. October 1843 bis Mitte des Jahres 1845 in Preußen Werke über 20 Bogen erschienen: in der Provinz Preußen 4, in Pommern 8, in Posen 11, in Westphalen 29, in Schlessien 50, in der Rheinprovinz 81, in Sachsen 88, in Brandenburg c. 290, zusammen 560 und etliche; von allen diesen seien nur 4 mit Beschlag belegt und unterdrückt worden. Dieser vortreffliche Beweis vom Aufschwunge der Presse gab einer andern Zeitung, wenn ich mich recht erinnere, der Cölnischen, Veranlassung, zu behaupten, daß diese 560 und einige Bücher ein gar klägliches Resultat für einen Staat wie der preussische seien. Da wirft sich denn flugs der Rheinische Beobachter in Parisisch und setzt der frechen liberalen Zeitung zwei Spalten hindurch auseinander, daß jene Bücher über 20 Bogen nicht eben so viele Bücher, d. h. Exemplare, sondern Werke wären, deren jedes doch ge-

wiß in so und so vielen Exemplaren gedruckt worden sei, daß außerdem sehr viele Bücher unter 20 Bogen erschienen wären, daß also in dem großen preussischen Staate nicht 500 und einige Bücher, sondern so und so viel Tausende in's Publikum gebracht worden seien. Ist das zum Todlachen oder zum Todtärtern? O gesegnete deutsche Presse!

Was bleibt Einem nun da übrig, als zu schweigen oder sich die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen?

III.

A u s E r f u r t.

Mißhandlung eines Kindes. — Der „Stadt- und Landbote“. — Censurwechsel.

Der „Erfurter Stadt- und Land-Bote“, redigirt vom Buchhändler v. Berlepsch und Kaufmann G. Krackrügge, der eine oppositionelle Tendenz verfolgt, bespricht gegenwärtig eine Angelegenheit, die mit jener von Caspar Hauser viele Aehnlichkeit hat. Seit länger denn 8 Jahren war in einer sehr reichen adeligen Familie (der Vater war Regierungsrath) ein Mädchen eingesperrt gehalten, über dessen hohe Abkunft mancherlei dunkle Gerüchte umgehen. Die Unglückliche war in Folge von Mißhandlungen und Entbehrungen dem Tode nahe, als der Stadt- und Landbote sie befreite; er denuncierte öffentlich die Familie und ihre That. Jetzt ist die Criminaluntersuchung eingeleitet. Die Unglückliche ist den Eltern entzogen und befindet sich gegenwärtig in einer öffentlichen Krankenanstalt. Der Stadt- und Landbote enthält in einer seiner letzten Nummern (103) einen Artikel unter der Ueberschrift: „Triumph der Oeffentlichkeit,“ worin er erzählt, daß ihm erst kürzlich, erst am 27. November, durch ein Mitglied des Bürger-Hülfsvereins Nachricht von der schauerlichen Begebenheit zugekommen sei, und dann noch einige Einzelheiten über den Zustand mittheilt, in welchem das Mädchen gefunden worden. Fernere Mittheilungen hat der Censor Dr. Koch unterdrückt, worüber beim Obergensurgericht Beschwerde erhoben ist. Das Blatt ist überhaupt fortwährend im Streite mit der Censur und fast jede Nummer ist gefüllt mit obergensurgerichtlichen, jedoch zum größten Theile freisprechenden Erkenntnissen. Bisher hatte der erwähnte Dr. Koch, Lehrer an der Bürgerschule, das Amt des Localcensors zu verwalten, welcher in Folge seiner Censurstriche und der sie wieder aufhebenden obergensurgerichtlichen Entscheidungen in eine unbehagliche Stellung gerathen und nun seines Amtes entlassen worden ist. Sein Nachfolger ist der seitherige Bezirks-censor Regierungsrath Graffunder, den das Gerücht als den strengsten Censor im ganzen preussischen Lande bezeichnet.

IV.

Die Gelehrten in der Opposition.

Seit Jahren haben die Vorkämpfer der öffentlichen Meinung in Deutschland die sonderbarsten Vorwürfe hören müssen. Wenn man zeitgemäße Institutionen verlangte, hieß es: Ihr kennt nur den Tag, ihr versteht nicht die Zeit und ihre historischen Grundlagen; wenn man auf das Beispiel der westlichen Staaten zeigte, hieß es: Ihr kennt nicht das Volk und seine historischen Wurzeln; wenn man die nothwendigsten Reparaturen am baufälligen Staatsgebäude forderte, schrie man: Ihr wollt das Haus einstürzen, ihr kennt seinen Grund nicht gründlich genug. Kurz, die Presse war ein verllorener Posten, und ihre Streiter wurden nicht bloß von den Cabinetten, sondern auch von einer Majorität des ehrbaren deutschen Publicums als Schreiber und Windmacher angesehen; es waren ja bloße Schreiber, jüngere Leute ohne Titel und Diplome, ohne Aemter und Anstellungen. Jetzt endlich kommen die Gelehrten nachgerückt mit dem schweren Geschütz ihrer dicken Bücher und lassen sich allmählig herab, auf die Angelegenheiten der Gegenwart einzugehen. Und was sagen die geweihten Hohepriester, deren Schweigen bisher so diplomatisch ausgelegt wurde, auf deren faltenreiche Stirn und vornehmes Achselzucken man sich so wirksam zu berufen pflegte? Was sagen sie, bei ihrer Heimkehr aus den Katakomben der Vergangenheit, aus den Labyrinth der Forschung in fremden Mythologien und Antiquitäten? Sie, welche nicht bloß den Tag, sondern die Zeit und ihre Vor- und Urzeit kennen? Sie, die mit den historischen Wurzeln des Volkes nicht unbekannt sind, und die den Grund des Staatsgebäudes mit Maulwurfsgründlichkeit studirt haben? Nun sie sagen: „Es ist doch etwas Wahres, sehr viel Wahres ist an Dem, was die flachen Zeitungsschreiber so laut gepredigt haben. Wir müssen Pressfreiheit und eine nationale Gesetzgebung haben, obgleich die Franzosen dasselbe vor uns besaßen. Es nützt Nichts, wir haben vergebens unsere prophetischen dicken Bücher befragt, sie geben keine andere Antwort.“ Ja, es sind die Koryphäen der Wissenschaft, Männer wie Schloffer, Gerwinus, Dahmann, Mohl, die seit einiger Zeit in die Kämpfe der Gegenwart hineingezogen werden und fast in allen Punkten sich auf die Seite des jüngern Deutschlands unter die Fahne der „schlechten Presse“ gestellt haben. So erfreulich diese Erscheinung wirkt, so unerquicklich ist es zu sehen, wie sophistisch man die Stimme der Gelehrten deutet, sobald sie einmal für die Wünsche des Volkes ausfällt, und wie schnell die Reactionäre jene Weisheit und Wissenschaft desavouiren, auf welche sie sich so lange berufen haben. Kaum hat der gefeierte Dahmann in seinen Geschichten der englischen und fran-

zöfischen Revolution einen freien Blick in unsere Zeit herübergeworfen, so ist es aus mit seinem Nimbus, aus mit seiner Autorität. Er ist nicht mehr gründlich, schreien die Unken, sein Blick ist getrübt vom Lichte des Tages, rufen die Nachtulen. Er hat populair geschrieben, klares, deutliches Deutsch, ein schlechter Professor! Er ist lebendig geworden, wehe ihm! Denn nur die Todten sollen leben und nur die Mumien sind voll organischer Zeugungskraft. Ist doch schon eine Volksfage entstanden, der gefeierte Dahlmann sei bei den Hochwächtern der preussischen Cultur und des preussischen Cultus in Ungnade gefallen. Aehnlich ist es Servinus ergangen. So lange er blos die junge Literatur negirte, war er ein Muster tiefer Wissenschaft und deutscher Gewissenhaftigkeit. Seine Motive verstand man nicht oder wollte man nicht verstehen. Nun er in seiner Schrift über den Deutschkatholicismus auch die Lebenskraft der orthodoxen Kirche negirt, — wo ist da sein Nimbus? Wie leicht wird das Urtheil über ihn! Schlosser gehört eigentlich nicht in die Kategorie der auferstandenen Gelehrten: er war von jeher lebendig und hat mit seinem Hammer stets auf den rostigen Amboss der deutschen Gegenwart gebonnert. Neuerdings geht das Gerücht, der greise Historiker habe dem Erben eines großen süddeutschen Thrones (Baiern?) ein Memoire über die Zustände Deutschlands zugeschickt, worin mit schneidender Schärfe die verkehrte Politik und die reactionäre Richtung der Cabinette angeklagt sei. Diese Denkschrift — für welche der Prinz sich mit einem Portrait in Brillanten bedankt haben soll — wird aber nicht gedruckt und vielleicht nie beherzigt werden, und das wäre doch der rechte Dank, den ein Mann wie Schlosser wünschen wird. — Dahlmann, Servinus, Schlosser werden von gewissen Seiten als Doctrinäre und Büchschwürmer bspöttelt und verschrien, jetzt, wo sie es am wenigsten sind. Die Presse, sagen die Bureaokraten, ist zu oberflächlich, die Gelehrsamkeit ist zu tief, jene kennt nur den Tag, diese nur die Vorzeit.

V.

N o t i z e n.

Türkische Buchhändler. — Don Ranudo de Colibrados. — Große und kleine Leiden des deutschen Constitutionswesens. — Der englische Abbel Kader. — Deutsche Presse in Amerika. — Brief aus Stuttgart.

— Ein Staat kann Buchhändler haben, sehr viele Buchhändler, und doch türkisch sein. Es fragt sich sogar, ob die türkischen Buchhändler borniteter sind als die spanischen, die vor einiger Zeit in diesen Blättern geschildert wurden und von denen man erzählt, daß sie ein Buch für eben so interessant wie das andere halten, wenn nur Volumen und Einband sich gleichen oder die Titel eine entfernte Aehn-

Grenzboten, 1845. IV.

lichkeit haben. In Constantinopel giebt es, nach dem Blackwood Magazine, vierzig große Buchhandlungen, die zugleich als Bibliotheken dienen und, um Allah's willen, auch dem Armen zur Benutzung freigestehen. Da findet man, zum Kauf, zum Abschreiben oder Lesen feilgestellt, kostbare Sammlungen persischer, türkischer und arabischer Manuscripte, zierlich auf Pergament gemalt, zusammengeheftet und in Maroccin gebunden, so daß sie wie unsere Portefeuilles aussehen. Auf Schilfmatten hingestreckt, liegen die jungen türkischen Doctoren und Studenten den Wissenschaften ob, abschreibend oder lesend, aber nicht rauchend, denn die Pfeife ist daselbst verboten. Manchem Orientalisten wird der Mund gewässert haben nach den geheimen Schätzen, die in den morgenländischen Briestaschen versteckt sein mögen, aber die Sache hat einen Haken; in der Türkei sind nämlich Kirche und Staat noch sehr innig verbunden, und jene ist dort, wie bei uns im Mittelalter, die Wiege und zugleich der Sarg alles Wissens. Die vierzig constantinopolitanischen Buchhandlungen befinden sich in vierzig Moscheen und sind daher dem Ungläubigen sehr schwer oder gar nicht zugänglich.

— Man erinnert sich wohl, wie Don Ranudo de Colibrados, ergötlichen Angedenkens, die löbliche Vorsicht gebrauchte, wenn sein Salon Gäste hatte, sich mit steifer Würde so an die Wand zu stellen, daß er der Welt die gutconservirten Galons der Vorderseite zeigte, während die partie honteuse der geflickten Schöße und der durchsichtigen Unausprechlichen verborgen blieb. Neapel ist auch so ein Don Ranudo; und jetzt, da es empfängt, pukt es sich vor Kaiser Nicolaus eben so von vorn heraus, während es sein Hintertheil verschämt in die Wand drückt. Was werden aber jene armen Lazzaroni schreien, welche die neapolitanische Polizei, als die Blamage der Hauptstadt, sorgsam zusammengekehrt und für die Dauer des kaiserlichen Aufenthalts eingesperrt hat! Das heißt nicht die Lazzaroni überhaupt, denn dann wäre Neapel ausgestorben, sondern nur jene zwölf oder fünfzehntausend arme Teufel, welche nicht einmal wohnen, die aber die Zeichen, daß sie trotzdem gut essen und trinken, auf den Schwellen aller Kirchen und Paläste dankbar zurückzulassen gewohnt sind. Dieses Häuflein Pflastertreter also wird, wie eine unangenehme statistische Notiz, gestrichen. Dagegen werden, als galonirte Vorderseite, die Mitglieder des Naturforschercongresses „in seidenen Roben mit Sammetverbrämung“ dem Kaiser vorgezeigt werden. Glücklicher Weise gibt es dort noch andere Herrlichkeiten, als Gelehrte in seidenen Roben, Dinge die freilich kein Verdienst der neapolitanischen Verwaltung sind: der Besuch und das Meer.

— Man hat sehr gut spotten über die Unfruchtbarkeit der papierenen Constitutionen in kleinen Staaten, wenn man alles Mögliche

thut, um sie in Mißcredit zu bringen und immer mehr darauf sieht, daß eben nur das Papier daran eine Wahrheit sei. In Baden hat der Großherzog die Kammer nicht in eigener Person eröffnet, so daß seine Minister formell Recht haben, wenn sie eine Antwortadresse als eine Unmöglichkeit zurückzuweisen suchen. Noch unvergleichlich ernsthafter nimmt es die churfürstlich hessische Regierung mit ihrer Verfassung. Nach einer Reihe von Jahren werden endlich die Stände versammelt, beeidigt und vom Regierungsbevollmächtigten der allerhöchsten Huld versichert. Kaum aber, daß ein Deputirter das Wort nehmen will, so erklärt der Präsident die Sitzung für eine vertrauliche und eröffnet der Kammer im Vertrauen, sie sei „auf unbestimmte Zeit vertagt“. Die unbestimmten Zeiten spielen in der deutschen Politik eine große Rolle, die deutsche Freiheit scheint auf unbestimmte Zeit prorogirt. Eine ähnliche Scene, wie die eben erwähnte, ereignete sich zu Kassel 1832. Die Regierung wollte gleich nach der Kammereröffnung den Deputirten Professor Jordan aus Marburg nicht zulassen, indem sie ihm den Urlaub verweigerte, während die Stände einstimmig beschlossen, den Gewählten zu berufen. Da stieg plötzlich Sylvester Jordan selbst, der sich unter den Zuschauern befand, muthig über die Bänke, um seinen Platz einzunehmen. Sogleich schellt der Präsident! Vertrauliche Sitzung, Auflösung der Kammer. Jetzt, wo Sylvester weder auf der Deputirtenbank noch auf dem Lehrstuhl eine Stimme hat, findet man schwerer einen Grund für dies summarische Verfahren. Einige sprechen von der kritischen Lage der Finanzen, die zur Sprache gekommen wäre. Aber vielleicht liegt der Grund näher. Es gibt in Hessen Nichts zu discutiren, Nichts mehr zu reformiren; so glücklich ist das Land, daß die neuen Uniformen eingeführt und die Dragoner in Husaren verwandelt sind. Indessen hat das deutsche Verfassungswesen, wie das menschliche Leben von Dib Nick und Grandville, auch seine komischen „kleinen Leiden“. In München hat diesmal die Ständekammer zweimal beeidigt werden müssen. Es stellte sich nämlich heraus, daß bei der ersten feierlichen Beeidigung der ehrwürdige alte Justizminister Baron von Schenk, in der Zerstreung eine ganz andere, gar nicht zur Sache gehörige Formel den Deputirten vorgesagt hatte, während diese, entweder nicht deutlich hörend oder in unschuldiger Geistesabwesenheit, mechanisch ihr: Ich schwöre! der Reihe nach erschallen ließen. Ein Beweis, was sich manche Leute bei ihren Schwüren denken; seien es nun Liebeschwüre oder politische.

— Die Engländer haben nun auch ihren Abbel Kader, was in die entente cordiale eine gewisse Symmetrie bringen wird; denn wie die Londoner Journale bisher den arabischen Franzosenfresser als den ritterlichsten Freiheitshelden feierten, so beeilt sich jetzt die Pariser Presse, den neuseeländischen Britenfresser in einem ähnlichen, wo nicht

noch schönern Lichte darzustellen. Der neuseeländische Häuptling Heki, der die Engländer bereits dreimal aufs Haupt schlug, ist nach dem Journal des Débats ein protestantischer, von Methodisten getaufter Christ und heißt mit seinem Vornamen, wie Monge und der Apokalyptische, Johannes. Er soll jedoch die anglicanischen wie die jesuitischen Missionäre gleich energisch verachten, und behauptet, das Christenthum besser zu verstehen als sie. Er kennt das neue Testament auswendig und führt beständig Sprüche aus dem Evangelium im Munde, die er mit schlagendem Witz auf das unchristliche Treiben seiner Gegner anzuwenden weiß. Er ist kühn im Kampfe und behandelt die Gefangenen mit Edelmuth. Den Stamm, an dessen Spitze er steht und den er der Herrschaft Victorias zu entziehen strebt, sucht er zugleich an mitbere Sitten zu gewöhnen. Doch kann er freilich nicht verhindern, daß seine tapfern Krieger manchmal aus der Art schlagen und dann und wann in seiner Abwesenheit einem gefangenen Engländer die Uniform ausziehen, ihn braten und essen, vermuthlich nur, um einen Vorgesmack der Civilisation zu bekommen und etwas Christenthum „in sich aufzunehmen“. Die englischen Truppen sind diesem Volke gegenüber sehr schlimm daran, gerade weil sie mit Hallstaff's Compagnie keine Aehnlichkeit haben; der englische Soldat ist nämlich wohlgenährt, so daß er eine appetitliche Beute ist und durch seine bloße Erscheinung den Muth der Neuseeländer bis zum wahnsinnigsten Heroismus stachelt. Russische Soldaten oder händoversche Schulmeister wären in dieser Beziehung glücklicher.

— Amerika rückt uns immer näher, nicht bloß durch die steigende Bevölkerung der zahllosen Dampfschiffe, die bald eine fliegende Brücke über den Ocean bilden und die Fahrt in zehn Tagen machen werden, sondern fast mehr noch durch seine deutsche Journalistik. So beweist die Neu Yorker Schnellpost, daß ein sehr lebhaftes Interesse für unsere Zustände in Amerika herrschen muß, denn diese Zeitung — die nicht, gleich den Londoner oder Pariser deutschen Journalen auf das Publicum Altdeutschlands speculirt, dem sie nur hie und da incognito begegnet, die vielmehr durch ihre bedeutende Verbreitung im amerikanischen Neudeutschland gesichert ist — beschäftigt sich fortwährend und gründlich mit unsern Vor- und Rückschritten. Und wir gestehen, daß man drüben aus der Schnellpost oft ein klareres Gesamtbild unserer Tage erhalten kann, als aus den vielen hieroglyphisch geschraubten und censurspielenden Blättern, die in Deutschland selber erscheinen. Das Blatt muß einige vortreffliche Federn in Europa besitzen; namentlich liefert ihr Correspondent aus Süddeutschland Uebersichten voll Sachkenntniß, voll Frische, voll Geist und Leben. Die Schnellpost bietet ein Bild des deutschamerikanischen und deutscheuropäischen Lebens zugleich; zwei sehr interessante Gegensätze. Der Ne-

acteur und Herausgeber Wilhelm von Eichthal — das Von steht sogar auf dem Blatte, ein Beweis, daß die Adelsfreierei drüben nicht so arg ist — wie früher bei der griechischen Legation in Konstantinopel — versteht es ziemlich gut, den feineren ästhetischen Geschmack und Ton Europas mit dem politischen Gehalt und Charakter eines republicanischen Blattes zu verschmelzen.

— Man schreibt uns aus Stuttgart: „Während die europäische Journalistik darüber streitet, ob der Erzherzog Stephan die russische Olga heirathen wird oder nicht, geht in hiesigen Kreisen das Gerücht, es seien Präliminarien in Bezug einer Verbindung unseres Kronprinzen mit der schönen Czarentochter eingeleitet. Die Würtemberger könnten dieser Verbindung mit anderen Augen entgegen sehen, wie die Oesterreicher. Die Regierungsprincipien unseres Landes sind Gott sei Dank der Art, daß wir den russischen Einfluß nicht zu fürchten haben. Mit welchen triftigen Gründen auch unsere Opposition der Verwaltung den Kriegsmacht, das Princip unserer Verfassung und der Geist den unser edler König ihrer Handhabung gesichert hat, sind zu fest, um vor den eifigen Einwirkungen der nordischen Tyrannei zittern zu müssen, wenigstens nicht in dem Grade wie die Oesterreicher, die unter einem elastischen absoluten Principe lebend, den Einfluß des stiefväterlichen Nachbarn auf ihr „väterliches Gouvernement“ wahrscheinlich bald kosten würden. Unser nicht sehr reiches Stuttgart, könnte den Hofstaat der reichen Czarovna wohl brauchen ohne besorgen zu müssen ihn mit seiner Freiheit zu bezahlen, während ein russischer Hofstaat in dem slavischen Prag in der Mitte der ohnehin nach einem Sieg ihrer Nationalität ringenden Tschechen von den unberechenbarsten Folgen sein könnte. — Guskow's dreizehnter November hat auch hier wenig Beifall gefunden. Daran läge im Grunde wenig; einem fruchtbaren Schriftsteller kann es leicht begegnen, daß auch ein mißlungenes Werk seiner Feder ent schlüpft. Was jedoch selbst den Freunden Guskow's auffallen muß, ist der Umstand, daß ein Autor, der auf seinen Ruf hält wie er, nicht ein Product, über dessen schwachen Erfolg er sich bereits an andern Bühnen überzeugt hat, lieber zurückzieht und seinem Namen den guten Klang bewahrt. Ich glaube, dieß Verfahren wäre ein klügeres gewesen. — Die Schauspielerin Madame Lange, die seit ohngefähr zehn Jahren für das Fach der Mütter an unserer Bühne engagirt war, verläßt in Folge eines häßlichen Processes unser Theater und unsere Stadt. An ihrer Stelle ist Madame Dessoir engagirt.“

Ein Wort zur Verständigung.

(Eingefandt.)

Im sechsten Hefte der Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst